

Nr. 134. Bromberg, den 20. August 1925

Der Urlaub des Herrn van Zoomen.

Roman von Otto Berndt.

2. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

„Ich glaube zu wissen, was Sie meinen, es handelt sich um Ihre Durchlaucht Prinzessin Mariska Kalowrat."

Der Graf lachte bitter auf: „Natürlich! Ich Tor suche nach Worten — scheue mich, den Namen zu nennen, und alle Welt kennt unsere Schande. Nicht nur Sie, Herr Doktor — alle Welt, denn das Bild meiner entarteten Nichte schreit mir ja überall entgegen und der Name unserer Familie prangt in Riesenlettern an den Türen der obskursten Kinos."

Man sah dem Grafen an, daß der Zorn in ihm aufstieg, Dr. Schlüter machte eine beruhigende Bewegung.

„Die Prinzessin ist nicht die erste Trägerin eines großen Namens, die ihm keine Ehre bereitet."

Der Graf fuhr auf: „Wenn mein Sohn ein Dieb wird, ist es kein Trost für mich, daß auch die Söhne anderer Väter Diebe sind."

Er zwang sich zur Ruhe.

„Ich verstehe Ihre gute Absicht, Herr Doktor, aber kommen wir zur Sache, es ist notwendig, daß ich Ihnen den ganzen Hergang erzähle."

Er setzte sich wieder und nahm eine neue Zigarette: „Mariska Kalowrat ist die jüngste Tochter des Grafen Bela."

Dr. Schlüter nickte.

„Sie war, soviel ich mich erinnere, kurz vor der Revolution bestimmt, die Braut des Fürsten Bercht zu werden. Er wurde nach dem Zusammenbruch der letzten Putsche des Kaisers Karl aus Ungarn verwiesen, und seitdem ist Prinzessin Mariska verwandelt. Ich muß Ihnen noch eins gestehen, Prinzessin Mariskas Mutter —"

„Ich weiß, Fürstin Bianka hatte Zigeunerblut in ihren Adern, peinigen Sie sich nicht, Herr Graf, mir ist alles bekannt, wie die Prinzessin den Wunsch hatte, zur Bühne zu gehen und gegen den Willen des Fürsten heimlich das väterliche Schloß verließ. Gräfin Palmai gewährte ihr in Berlin Obdach und kurz darauf trat sie zum erstenmal im Film auf."

„Gräfin Palmai war selbst vor ihrer Verheiratung —"

„Ich weiß alles, Herr Graf, aber ich weiß auch, daß Prinzessin Mariska, abgesehen von ihrer, wie ich zugebe, exzentrischen Laune, als Filmdiva aufzutreten, nichts getan hat, was einen Flecken auf ihre Ehre werfen würde. Es ist allgemein bekannt, daß sie in äußerster Zurückgezogenheit lebt und —"

Der Graf war aufgesprungen und trat dicht neben den Kommissar: „Dann wissen Sie doch nicht alles, allwissender Herr Doktor, oder Sie wollen mich beruhigen."

Er zögerte abermals, dann sagte er mit harter Stimme: „Prinzessin Mariska ist vor fast sechs Monaten in Begleitung des italienischen Geigenvirtuosen Mario Coselli aus Berlin durchgebrannt, befindet sich augenblicklich in London oder vielleicht bereits in Neuyork und hatte, verzeihen Sie, aber ich kann es nicht anders nennen, — die Frechheit, ihren Vater um seine Einwilligung zu ihrer Vermählung zu bitten."

Dr. Schlüter war erschrocken. „Das habe ich allerdings nicht gewußt."

Der Graf nickte bekümmert und der Doktor fuhr fort: „Wie alt ist die Prinzessin?"

„Dreiundzwanzig Jahre."

„Dann könnte sie also auch ohne Einwilligung —"

„Kennen Sie diesen Mario Coselli?"

„Ich habe den Namen niemals gehört."

„Er soll Kapellmeister bei jener Filmgesellschaft gewesen sein und anonyme Briefe kamen uns zu, in denen er als ein gewalttätiger Lump und als verkommener Mensch geschildert wird."

Dr. Schlüter saß nachdenklich da und kaute an seiner Zigarre, während der Graf auf und nieder lief und dann fortfuhr: „Selbstverständlich liebt sie diesen Menschen nicht. Genau so wenig wie sie etwa aus künstlerischen Beweggründen zum Film ging. Sie ist eine phantastische Person mit überreizten Nerven. Von ihrer frühesten Jugend an hatte sie in fast krankhafter Weise den Wunsch, aller Augen auf sich zu lenken, exzentrisch zu sein! Als Kind war es Sport, als Mädchen Gefallsucht! Sie hat Unmögliches möglich gemacht und kennt keine Rücksicht gegen sich selbst oder andere.

Sie hat auch den Fürsten Bercht nicht geliebt. Ist nur seine Braut geworden, weil sie daran glaubte, daß der Putsch Kaiser Karls glücken und sie an Berchts Seite eine große Rolle im politischen Leben spielen würde. Sie ist außerordentlich begabt, und ihre eiserne Energie läßt sie sich in alles hineinfinden. Als während der ersten Kriegsjahre der alte Graf Kalowrat in diplomatischer Mission unterwegs war und die ganze Last der Verwaltung der Riesenbetriebe auf den Schultern des inzwischen gefallenen ältesten Sohnes lag, hat sie an seiner Seite über fünfzehn Monate als seine Sekretärin gearbeitet.

Der junge Graf Xaver war ihr Lieblingsbruder. Ihm zuliebe war sie unermüdlich und er pries sie als die Seele des Ganzen und nannte sie scherzhaft seinen Verwaltungsdirektor. Strohfeuer, wie alles! Dann tauchte der Graf Bercht auf, sie schnappte allerhand politische Phantastereien auf und stürzte sich ihm in die Arme.

Ein Glück, daß wir nicht in Rußland leben! Sie wäre fähig gewesen, nur aus Ruhmsucht Nihilistin zu werden und Bombenattentate zu begehen."

„Aber Herr Graf!"

„Verstehen Sie mich recht, Herr Doktor! Vererbung einer geisteskranken Mutter! Ein hochentwickelter, aber überreizter hemmungsloser Geist in einem schönen Körper! Es ist ein Jammer um sie! Vielleicht hätte eine wirkliche Liebe sie geheilt, aber ich fürchte, sie kann auch keine rechte Liebe empfinden. Ihr Bruder Xaver war der einzige, der sie zu nehmen verstand."

Dr. Schlüter sah den fassungslosen Grafen an.

„Unfaßbar — und was soll ich nun tun?"

„Das weiß ich selbst nicht, ihr nachreisen. Irgendwie diese Heirat verhindern, vielleicht diesen Mann entlarven? Ich wäre selbst gereist, aber — was soll, was kann ich tun? Herr Doktor, jede Geldsumme steht zu Ihrer Verfügung, ein trauernder Vater —"

„Nicht weiter, Herr Graf. Sie können überzeugt sein, daß ich alles versuchen werde. Selbstverständlich muß ich erst überlegen —"

„Nur nicht zu lange."

„Gestatten Herr Graf, daß ich Sie um fünf Uhr aufsuche."

„Ich erwarte Sie, ich wohne im Hotel Esplanade. Wünschen Sie einen Scheck?"

„Davon später. Sie gestatten, daß ich sofort an die Arbeit gehe."

Der Graf verließ das Bureau. Schlüter telephonierte sofort mit der Montano-Filmgesellschaft, die die Aufnahmen der Prinzessin gekurbelt hatte.

„Hier Kriminalkommissar Dr. Schlüter. Entschuldigen Sie eine Frage. War bei Ihnen in letzter Zeit ein italienischer Kapellmeister Coselli angestellt?"

„Niemals, wir haben nur hiesige Kapellen beschäftigt."

„Auch sonst ist Ihnen der Name unbekannt?"

„Vollkommen."

Dr. Schlüter nahm ein Auto und fuhr nach dem Einwohnermeldeamt auf das Polizeipräsidium:

„Lieber Herr Kollege, lassen Sie doch schnell nachforschen, ob in der letzten Zeit ein Italiener Mario Coselli gemeldet war?"

Dieselbe Frage richtete er an die Beamten des Verbrecheralbums; gleichzeitig war sein alter Gehilfe, der frühere Oberwachtmeister Schreiber, zur italienischen Botschaft gefahren. Dr. Schlüter stand im Zimmer seines alten Freundes und früheren Vorgesetzten, des Leiters der Kriminalabteilung, Geheimrat Wesendonk. Die Ordonnanzen kamen:

„Im Einwohnermeldeamt ist ein Mario Coselli niemals gemeldet."

„Im Verbrecheralbum nichts zu finden."

Jetzt betrat auch der Oberwachtmeister Schreiber, der mit dem Auto zurückgekommen war, das Zimmer.

„Ein Mario Coselli ist in den Listen der italienischen Botschaft vollständig unbekannt."

Geheimrat Wesendonk trat heran:

„Wie soll der Mann heißen?"

„Mario Coselli."

„Seltsam, sehr seltsam."

„Wissen Sie etwas von dem Mann, Herr Geheimrat?"

„Vorgestern kam ein Brief, ausgerechnet aus Essen, in dem ein gewisser Stephan Rosenzweig, nach seiner Schreibweise augenscheinlich ein Ostgalizier, die Berliner Polizei darauf aufmerksam macht, daß ein Mann namens Mario Coselli in Deutschland im Dienste der ungarischen Regierung Spionage treibe. Ich habe diese Anzeige sofort der diplomatischen Polizei weitergegeben, aber der Name Coselli ist vollkommen unbekannt, und ebenso war in Essen ein Stephan Rosenzweig nicht zu ermitteln."

Schlüter fuhr in sein Büro zurück.

„Hier Telegramm aus Hamburg und Bremen."

Mit dem Hapag-Schnelldampfer Deutschland hatte laut Passagierliste am achten August Prinzessin Mariska Kalowrat die Reise nach England angetreten. Unter den Passagieren der zweiten Kajüte befand sich der italienische Musiker Mario Coselli.

Dringender Telegrammwechsel mit London. Prinzessin Kolowrat hatte einen Tag im Westminster Hotel gewohnt und war dann unbekannten Aufenthaltes abgereist. Mario Coselli war anscheinend spurlos verschwunden, auf der Londoner Polizei und Spionageabteilung vollkommen unbekannt.

Um fünf Uhr stand Dr. Schlüter im Hotel vor dem Grafen Maroly:

„Ein Spion, das ist das Letzte."

„Aber ein auch der diplomatischen Polizei vollkommen unbekannter Name."

„Ich werde versuchen, in Budapest vorsichtig nachzufragen."

„Und woher kam der Brief der Prinzessin?"

„Poststempel London, Antwort erbeten Neuyork hauptpostlagernd. Ich bitte, Herr Doktor, fahren Sie sofort —"

Ein Boy klopfte:

„Dringender Brief für Herrn Dr. Schlüter."

Der Brief war vom Bureau in das Hotel geschickt und enthielt ein dringendes Telegramm vom Polizeipräsidium London.

„Briefliche Anzeige eines hierorts unbekannten Stephan Rosenzweig aus Essen eingegangen, die besagt, daß ungarischer Spion Mario Coselli in Begleitung genannter Dame unterwegs nach London sei, um hier zu arbeiten. Polizei mit Nachforschungen beschäftigt. Hopworth."

Schlüter reichte dem Grafen das Telegramm:

„Mister Hopworth ist von früherer gemeinsamer Tätigkeit mir befreundet. Ich reise heute abend nach London und werde meinen zuverlässigen Helfer, den früheren Oberwachtmeister Schreiber, nach Essen schicken, um diesen Stephan Rosenzweig ausfindig zu machen. Ich muß freilich um die Erlaubnis bitten, diesen Mann, für den ich jede Garantie übernehme, einweihen zu dürfen."

Der Graf nickte: „Wie Sie es für richtig finden. Also wirklich ein Spion, und Prinzessin Mariska in seinen Händen — eine Prinzessin Kalowrat eine Spionin!"

„Ich verstehe Ihren Schmerz vollkommen, aber die Zeit drängt."

„Sie haben recht, reisen Sie mit Gott. Hier, bitte, einen Scheck. Es steht Ihnen jeder weitere Betrag zur Verfügung."

Zwei Stunden später fuhren Dr. Schlüter und Oberwachtmeister Schreiber im D-Zug gen Westen: Dr. Schlüter, um über Vlissingen nach London zu reisen; Schreiber, um den Stephan Rosenzweig ausfindig zu machen. Es war der Abend des neunten September.

*

An demselben Abend verließ auch Oberingenieur Zöllner Berlin. Allerdings nur, um bis Fürstenwalde zu reisen. Am zehnten September sollte in aller Frühe die Übergabe der fünfundzwanzig Lokomotiven erfolgen. Generaldirektor Bamberger war ein vorsichtiger Mann. Er hatte seinen Hauptkassierer mit dem Scheck nach Hamburg gesandt. Um neun Uhr sollte eine telephonische Verbindung zwischen Fürstenwalde und Hamburg hergestellt werden. Sobald Oberingenieur Zöllner dem Prokuristen Richter mitteilte, daß die Lokomotiven ihm ordnungsmäßig vorgeführt seien und den Anforderungen entsprächen, sollte Herr Richter dem Kassierer der Hanseatischen Eisen-Export-Co. das Geld aushändigen; wenn dann der Kassierer dem in Fürstenwalde anwesenden Vertreter der Hamburger Firma den Empfang des Geldes bestätigte, sollte dieser Zöllner die Lokomotiven übergeben. Um zehn Uhr erwartete Generaldirektor Bamberger in Berlin den ungarischen Major Borowicz und wollte, sobald ihn Zöllner von der erfolgreichen Übernahme der Maschinen verständigt hatte, mit dem Auto nach Fürstenwalde kommen, um nunmehr wiederum seinerseits dem Ungarn die Maschinen gegen Aushändigung der Kaufsumme zu übergeben.

Erklärlicherweise war Zöllner in fieberhafter Erregung, nun mußte sich alles entscheiden. Entweder war er im Besitz eines namhaften Vermögens oder tödlich blamiert. Darum war er auch bereits am Abend vorher gefahren, er eilte in das Bureau des Stationsvorstehers.

„Verzeihen Sie bitte, sind hier vielleicht von der Hanseatischen Eisen-Export-Co. fünfundzwanzig Lokomotiven eingetroffen?"

„Bedaure, von einem derartigen Transport ist mir nichts bekannt."

Obwohl Zöllner innerlich während der ganzen Zeit auf eine derartige Nachricht vorbereitet war, fühlte er, wie alles Blut aus seinem Gesicht wich.

„Danke verbindlichst."

Er ging in das Bahnhofshotel und nahm ein Zimmer, dann telephonierte er Generaldirektor Bamberger in seiner Privatwohnung an.

„Nun?"

„Natürlich nichts da, alles Schwindel."

„Ruhig Blut. Morgen ist der Tag der Übernahme. Abwarten."

Zöllner versuchte zu essen, aber es schmeckte ihm nichts. Er lief in dem Städtchen herum, aber ein kalter Herbststurm wehte durch die Straßen und trieb ihn in sein Hotel zurück. Er bestellte sich zwei Flaschen schweren Rotwein auf sein Zimmer und lief, während er trank und rauchte, nervös auf und nieder. Endlich tat der Wein seine Schuldigkeit und er warf sich müde auf das Bett, aber es war kein erquickender Schlummer, den er fand, sondern wüste Träume trieben ihr Spiel. Um sieben Uhr früh erwachte er mit schmerzendem Kopf; jetzt packte ihn wieder die Unrast.

Ohne zu frühstücken, eilte er zum Bahnhof hinüber, und fürchtete sich doch vor der Nachricht, die ihn erwarten würde. Der Stationsbeamte vom Nachtdienst verließ eben den Bahnhof. Zöllner erkannte ihn trotz der Zivilkleidung wieder und der Beamte ihn auch.

„Sie erwarten doch fünfundzwanzig Lokomotiven?"

Zöllner klopfte das Herz zum Zerspringen.

„Allerdings."

„Sind heute morgen um vier Uhr eingetroffen."

„Wirklich?"

Der Stationsvorsteher lachte unwillkürlich.

„Sie scheinen nicht viel Vertrauen gehabt zu haben?"

„Offen gestanden — nein — heutzutage —"

„Diesmal stimmt's. Absender Hanseatische Eisen-Export-Co., vorzügliche schwere Schnellzugsmaschinen, sie stehen vor dem Güterbahnhof."

„Danke verbindlichst."

Diesmal klangen die Worte anders als gestern abend, und der Stationsbeamte schmunzelte vor sich hin, als er seiner Wohnung zuging. Zöllner stand vor dem Güterbahnhof. Wahrhaftig, da waren sie! Fünfundzwanzig blanke, wie neu aussehende, schwere Lokomotiven. Fabrikat Borsig. Eigentlich ein Jammer, daß die in das Ausland sollten. Immerhin besser, sie machten dort der deutschen Industrie Ehre, als daß Frankreich in das Geschäft kam.

Wie liebkosend glitten seine Blicke über die stattliche Reihe, dann rannte er fast in das Hotel zurück.

„Dringende Verbindung Berlin Hansa 2615."
Es dauerte wenige Minuten.
„Hier Bamberger."
„Hier Zöllner."
„Nun?"
„Die Maschinen sind da."
„Na also, Sie Angsthase! Der Vertreter schon da?"
„Noch nicht."
„Wird schon kommen! Frühstücken Sie gut, das haben Sie sicher noch nicht getan."
Zöllner befolgte den Rat seines Chefs und setzte sich mit dem Gefühl eines Mannes, der seiner Firma eine volle Million und sich selbst eine Extragratifikation von zehntausend Mark verdient hat, an den appetitlich gedeckten Frühstückstisch, um bei Schinken, Eiern und gutem Mokka seinem Magen gegenüber das Unrecht des gestern versäumten Abendbrotes wieder gutzumachen. Er hatte reichlich zwei Stunden Zeit, denn der Vertreter der Hamburger Firma hatte sich erst zu neun Uhr angemeldet.

*

Senator Hinrichsen, Chef einer der größten Reedereien Hamburgs und Vorsitzender des Aufsichtsrats der Hanseatischen Eisen-Export-Co., saß in seinem Privatkontor und ihm gegenüber Direktor van Zoomen.
„Ich muß ausspannen, Herr Senator, ich möchte heute mittag meinen Urlaub antreten."
Van Zoomen war ein großer hagerer Vierziger, mit harten, scharfen Zügen. Über dem ganzen Wesen des Mannes lag eine nervöse Unrast. Der Senator schätzte die rastlose Arbeitskraft des Mannes, dem die Firma ihren schnellen Aufschwung verdankte.

(Fortsetzung folgt.)

Bilderbuch ohne Bilder.

Von Hans Christian Andersen.

(Fortsetzung.)

Vierter Abend.

„Gestern sah ich eine deutsche Komödie," sagte der Mond. „Es war in einer kleinen Stadt. Irgendein Pferdestall war in ein Theater umgewandelt. Die Stände waren als Logen aufgeputzt, das Balkenwerk war mit buntem Papier beklebt, und an der niedrigen Decke hing ein kleiner eiserner Kronleuchter. Und damit er, wie in einem richtigen Theater, in die Höhe gezogen werden konnte, wenn die Glocke des Souffleurs klingelingeling machte, hatte man über dem Kronleuchter eine Tonne aufgehängt, die offene Seite nach unten.
Kingelingeling! Der kleine eiserne Kronleuchter hopste eine halbe Elle in die Höhe, und nun wußte jeder: die Komödie nahm ihren Anfang. Ein junger Fürst und seine Gemahlin, die zufällig in dem Städtchen waren, wohnten der Vorstellung bei. Darum war das Haus auch gestopft voll. Nur unter dem Kronleuchter war eine kleine, menschenleere Insel geblieben. Dort saß niemand. Denn die Lichter tropften: dripp! dripp!
Ich sah alles. Drinnen war eine solche Hitze, daß man die Fenster geöffnet hatte, und draußen standen nun Mägde und Knechte und äugten hinein, unbekümmert um den Polizisten, der mit dem Stock hinaus drohte. Dicht am Orchester saß das junge Fürstenpaar in zwei alten Lehnstühlen, auf denen sonst Herr und Frau Bürgermeister Platz zu nehmen geruhten. Die mußten heute auf einer Holzbank sitzen, wie ganz gewöhnliche Bürgersleute. „Da kann man sehen, daß höher über hoch geht," bemerkte die Dame für sich. Die Veranstaltung wirkte dadurch noch festlicher! Der Kronleuchter machte einen Satz in die Höhe, der Pöbel kriegte eins auf die Finger, und ich — ja, der Mond war bei der ganzen Komödie zugegen."

Fünfter Abend.

„Gestern," so waren des Mondes Worte, „sah ich auf das Gewimmel von Paris, und einer meiner Strahlen stahl sich in die Gemächer des Louvre. Eine alte, dürftig gekleidete Frau von niedrigem Stande folgte einem der Lakaien in den großen, leeren Thronsaal. Den wollte und mußte sie sehen. Sie hatte manches Opfer gebracht, viele Worte verschwendet, ehe die Türen sich vor ihr geöffnet hatten.
„Hier war es!" sagte sie. „Ja, hier!" und sie trat an den Thron, von dem die kostbare, goldverbrämte Sammetdecke herabhing. — „Hier war es!" und sie sank auf die Knie und küßte die Purpurdecke. Und ich glaube gar, sie weinte. „Aber es war nicht derselbe Sammet," sagte der Lakai und verzog den Mund zu einem Lächeln. „Doch, hier war es," entgegnete die Frau. „So sah es aus." — „So, und doch anders," antwortete er. „Die Fenster waren zertrümmert, die Türen eingeschlagen, und alles schwamm in Blut. Dennoch kann sie sagen: Mein Enkel ist auf Frankreichs Thron gestorben." — „Gestorben!" wiederholte die alte Frau. Ich glaube nicht, daß noch mehr Worte gewechselt wurden. Sie verließen auch bald den Saal.
Die Nacht stieg herauf, und mein Licht strahlte doppelt hell auf der reichen sammetenen Decke von Frankreichs Thron. Wer, glaubst du, war die alte Frau? — Ich will dir eine Geschichte erzählen. Es war ein Abend zur Zeit der Julirevolution. Man hatte einen glänzenden Sieg gefeiert; jedes Haus war eine Festung, jedes Fenster eine Schießscharte. Das Volk stürmte die Tuilerien. Selbst Frauen und Kinder waren unter den Kämpfenden, die in die Säle und Gemächer des Schlosses drangen. Ein armer, halbwüchsiger Junge, in Lumpen gehüllt, focht tapfer inmitten der alten Krieger. Von Bajonettstichen durchbohrt, sank er sterbend zu Boden. Es geschah im Thronsaal. Man bettete den Schwerverletzten auf Frankreichs Thron, verband seine Wunden mit dem Sammet, und sein Blut strömte über den königlichen Purpur. Das war ein Bild! Der prächtige Saal, in dem der Lärm des Kampfes hallte, eine zerfetzte Fahne am Boden, die Trikolore über den Bajonetten wehend, und auf dem Thron der arme ,sterbende Knabe mit bleichem, verklärtem Antlitz, die Augen gen Himmel gerichtet, während sein Leib sich im Todeskampf bäumte. Seine nackte Brust und seine zerfetzten Lumpen verhüllte die Purpurdecke mit denSilberlilien. An der Wiege des Knaben hatte man prophezeit, daß er auf Frankreichs Thron sterben werde. Und ein Mutterherz hatte von einem neuen Napoleon geträumt. —
Mit meinem Licht küßte ich den Immortellenkranz auf seinem Grab und die Stirn der schlafenden Alten, da sie im Traume das Bild erblickte, das du hier malen kannst: „Der arme Knabe auf dem Throne Frankreichs"."

*

„Ihr Sohn wird ein großer Mann werden!" Als Andersen in seinem 14. Lebensjahr (1819) auf Wunsch seiner Mutter Schneider werden sollte, fühlte er einen unwiderstehlichen Trieb, seine Vaterstadt Odense zu verlassen und nach Kopenhagen zu reisen. Auf die Frage der Mutter, was er dort wolle, hatte er nur die eine Antwort: „Ich will berühmt werden!" Daraufhin zog die Mutter eine Wahrsagerin zu Rate, welche prophezeite: „Ihr Sohn wird ein großer Mann werden," und hinzufügte, daß Odense ihm zu Ehren noch einmal illuminieren werde!
Fünfzig Jahre später (1869) ging dies Wort in Erfüllung. Andersen wurde als berühmter Dichter auf dem Rathaus seiner Vaterstadt Odense gefeiert. Er schreibt darüber selbst in „Märchen meines Lebens" (Verlag Deutsche Bibliothek in Berlin): „Ich trat ans Fenster. Der Platz war von einer großen Menschenmenge erfüllt. Alles strahlte. Die Stadt war mir zu Ehren illuminiert!"

Sechster Abend.

„Ich war in Upsala", sagte der Mond. „Ich sah hinunter auf die große Ebene mit dem dürren Gras und den kargen Feldern. Ich spiegelte mich im Fyrisflusse, während das Dampfboot die Fische ins Schilf jagte. Unter mir zogen die Wolken und warfen lange Schatten auf Odins, Thors und Freyas Grab. In die dünne Grasnarbe, die die Hügel bedeckte, waren Namen eingeschnitten. Hier stand kein Bautastein, in den der Reisende seinen Namen meißeln, keine Felswand, auf die er ihn malen konnte. Deshalb ließen die Besucher hier das Gras abficheln, und die nackte Erde schimmerte in großen Buchstaben und Namen durch, die die Hügel wie ein Netz überzogen. Eine Unsterblichkeit, die der neue Rasen bald wieder austilgte. Oben stand ein Mann: ein Sänger. Er leerte das Methorn mit dem breiten Silberrand und flüsterte einen Namen. Er bat den Wind, er möge ihn nicht verraten, doch ich vernahm, was er sagte. Ich kannte den Namen. Eine Grafenkrone zierte ihn. Deshalb nannte er ihn nicht laut. Ich mußte lächeln, denn eine Dichterkrone zierte den seinen. Eleonore von Estes Adel war mit Tassos Namen verknüpft. Auch weiß ich, wo die Rosen der Schönheit blühen —!"
So sprach der Mond. Eine Wolke verhüllte ihn. Mögen die Wolken sich niemals zwischen den Dichter und die Rosen drängen!

Siebenter Abend.

„Ein Wald von Buchen und Fichten zieht sich, grün und würzig duftend, den Strand entlang, und im Frühling bevölkern ihn die Nachtigallen in Scharen. Neben dem Walde rauscht das Meer, das ewig wechselnde Meer, und zwischen Wald und Meer verläuft, in schnurgerader Linie, die breite Landstraße. Auf ihr rollt ein Wagen hinter dem anderen. Meist lasse ich sie ihrem Ziel entgegenfahren, ohne mich sonderlich um sie zu kümmern, denn es gibt dort eine Stelle, auf der ich meinen Blick am liebsten ruhen lasse:

ein Hünengrab. Brombeeren und Schlehdorn wuchern zwischen den Steinen, und die Natur hat all ihre Poesie über dieses Fleckchen Erde ausgebreitet. Die Menschen, die vorüberkommen, könnten eigentlich davon ergriffen sein und schweigend den Zauber der Schönheit genießen. Doch nein! so sind die Menschen nicht. Sie müssen immer reden!

Laß dir nun erzählen, was ich gestern abend dort vernahm. Also — da kamen zuerst zwei reiche Gutsbesitzer angefahren. „Stattliche Bäume", sagte der eine. „Aus jedem schlägt man mindestens zehn Fuder Brennholz", erwiderte darauf der andere. „Tja, und wenn man bedenkt, was das in einem strengen Winter bringt! Letztes Jahr kriegten wir für die Klafter ja schon vierzehn Taler —" und weg waren sie. „Ein scheußlicher Weg!" tönte es aus einem anderen Wagen. „Das machen die verflixten Bäume", gab einer zur Antwort. „Sie halten jeden Luftzug ab, und der Seewind verfängt sich hier." — Dann kam Wie immer, gerade an der schönsten Stelle. Der Postillon iWe imer, gerade an der schönsten Stelle. Der Postillon blies ein Lied, doch er dachte sich nur dabei, daß er eigentlich ein vorzüglicher Bläser wäre und ob, was er blies, auch den Fahrgästen gefallen möge. Ja, so eitel war der Postillon. Na, und dann war die Eilpost vorüber. Zwei junge Burschen kamen hoch zu Roß. Aha, da ist Jugend und Feuer im Blute, dachte ich. Sie blickten lächelnd nach dem moosbewachsenen Hügel und in das dichte Gerank hinein. „Hier tät ich gern mit der Müllerchristel promenieren", meinte der eine. Dann sprengten sie weiter.

Die Blumen dufteten, die Luft war klar und windstill, und Meer und Himmel wurden eins. Wieder rollte ein Wagen vorüber. Ein großer Wagen, mit sechs Passagieren darin, von denen vier fest eingenickt waren. Der fünfte spintisierte über seinen neuen Sommeranzug, von dem er überzeugt war, daß er ihn besonders gut kleiden werde, und der sechste klopfte den Kutscher auf die Schulter und fragte ihn, ob an dem Steinhaufen irgendetwas dran wäre. „Nein", entgegnete der Kutscher, „es ist nur ein ganz gewöhnlicher Steinhaufen, aber an den Bäumen ist was dran. Ja, die sind merkwürdig." — „Wieso denn?" — „Ja, die sind wirklich sehr merkwürdig. Sehen Sie, wenn im Winter der Schnee so hoch liegt, daß der Weg verweht ist und man keinen Anfang und kein Ende mehr sieht, dann sind die Bäume meine Wegweiser. Ich brauche nur hinzugucken und weiß sogleich, wie ich fahren muß, um nicht ins Meer zu geraten. Darum merke ich mir die Bäume, und deshalb sind sie eben merkwürdig." — Jetzt kam ein Maler. Er sagte gar nichts, sondern pfiff, und seine Augen leuchteten dazu. Die Nachtigallen schlugen. Eine immer schöner als die andere. „Schnabel halten!" schrie er, zog eine Bleifeder heraus und begann, alle Farben, die er sah, genau zu notieren. „Blau, lila, dunkelbraun — das kann ein gutes Bild werden." Er war wie ein Spiegel, der die Wirklichkeit ganz getreu wiedergibt. Und dabei pfiff er einen Marsch von Rossini.

Zuletzt kam ein armes Mädchen. Es ruhte aus auf dem Hünengrab und legte seine Bürde nieder. Das schöne, blasse Gesicht, in dem die Augen schimmerten, wandte sich lauschend dem Walde zu. Das Mädchen sah über Meer und Himmel, faltete die Hände und betete ein Vaterunser. Sie mochte das Empfinden, das sie durchflutete, vielleicht selbst nicht verstehen. Aber ich weiß, daß sie sich noch nach Jahren dieser Minute erinnern und daß sie das Bild, das sie geschaut, schöner vor sich sehen wird, als der Maler es je auf die Leinwand zu bringen vermochte. Ich begleitete sie mit meinen Strahlen, bis ihr das Morgenrot die Augen küßte."

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

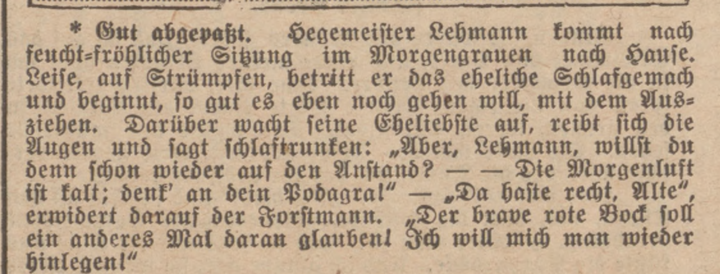
* **Das See-Ungeheuer im Bade.** Auf der englischen Insel Jersey, die im Ärmelkanal nicht weit von der französischen Küste liegt, verschwand dieser Tage spurlos ein badender junger Mann, und zwar in der Nähe des abgezäunten Seebades. Niemand der anderen Badenden hatte einen Hilferuf vernommen oder sonst etwas Auffälliges wahrgenommen. Am nächsten Tage entdeckten einige Wassersportler an der Stelle, wo der junge Mann ertrunken war, auf dem Grund des Meeres ein Seeungeheuer, einen riesigen Stachelrochen. Sie machten auf das Untier Jagd, und es gelang ihnen, den Rochen zu töten und an das Ufer zu schleppen. Es war ein Riesentier von fast drei Zentner Gewicht. Es muß mit Sicherheit angenommen werden, daß der Verunglückte dem Rochen zum Opfer gefallen ist. Die Stachelrochen sind wohl die gefürchtetsten Seeungeheuer, die es gibt. Wenn die Stacheln auch nicht, wie vielfach behauptet wird, giftig sind, so sind die Wunden, die durch sie geschaffen werden, auch noch nicht recht bekannten Gründen doch so bösartig, daß man die Schauermärchen, die in der Fischerbevölkerung umgehen, recht wohl begreifen kann. Manche Rochenarten sind übrigens elektrisch geladen und teilen bei der Berührung gefährliche elektrische Schläge aus.

* **Wenn man küßt, ohne den Taufschein zu kennen.** In einem amerikanischen Varietee verkaufte eine Liliputanerin Postkarten. Ein ehrenwerter Bürger glaubte ein Kind vor sich zu haben, und küßte es väterlich, als er Karten kaufte. Das vermeintliche Kind aber war bereits zwanzig Jahre und also schon eine ausgewachsene Dame. Dementsprechend, und weil ein Kuß in Amerika sehr hoch bewertet wird, fühlte sich die Liliputdame gekränkt und forderte vor dem Richter mehrere tausend Dollar Schadenersatz für den geraubten Kuß. Der entsetzte Bürger beteuerte vergebens, das Opfer eines Irrtums geworden zu sein. Man glaubte ihm nicht. Und man mußte erst Sachverständige laden, die diesen Irrtum als möglich erklärten. Leider sagt die Zeitungsnotiz nicht, wie die Sachverständigen sich ihr Urteil gebildet haben — ob sie alle die Liliputdame geküßt haben und ob sie diesen Kuß honoriert haben. Der brave amerikanische Bürger hat geschworen, nie wieder irgend eine Fremde zu küssen, und sei sie auch uralt. Man könne nie wissen.

* **Die moderne Auffassung des „Hamlet".** Nachdem unlängst gemeldet wurde, daß im Londoner Kingsway-Theater „Hamlet" in modernen Kostümen aufgeführt werden wird, erinnert ein Japaner in der englischen Presse daran, daß man in Japan „Hamlet" schon längst in dieser Auffassung spiele. So tritt schon seit Jahren in Kobe Hamlet auf in Zylinder und Gehrock, dann in einem modern geschnittenen Radfahreranzug, im blauen Promenadenrock und schließlich im Abendanzug mit einer großen gelben Blume im Knopfloch. — Dreihundert Jahre mußten also vergehen, ehe man sich zu der allein richtigen Auffassung des Hamlet durchgerungen hat: Hamlet in Frack und weißer Binde!

* **Das Ende der Kleptomanie.** Eine „Trauerkunde" für Warenhausdiebinnen kommt aus Paris: Die Lehre von der Kleptomanie, dem krankhaften und unüberwindlichen Drang zum Stehlen, die schon so manche Frau aus gutem Hause vor dem Gefängnis bewahrt hat, ist ein wissenschaftlicher Irrtum: es gibt keine Kleptomanie, und was man bis jetzt mit diesem schönen griechischen Namen gedeckt hat, läßt sich richtiger mit dem brutalen Wort Diebstahl bezeichnen. Diese Lehre trug der Pariser Arzt Antheaume dieser Tage auf dem Kongreß der französischen Gerichtspsychiater vor. Zu seinen Ergebnissen ist er auf Grund jahrelanger Beobachtungen gekommen. Der Entdecker der Kleptomanie, der zum ersten Male in der Fachliteratur die Symptome dieser vermeintlichen Nervenkrankheit beschrieben und ihr den Namen gegeben hat, war der französische Arzt Magnan. Seitdem hat seine Lehre mancher Frau, die man bei kleineren oder größeren Diebstählen im Warenhause ertappt hatte, als Freibrief gedient. Dr. Antheaume und seine Mitarbeiter unterwarfen nun die Behauptungen Magnans einer kritischen Untersuchung. Sie machten ihre Beobachtungen in Nervenheilanstalten und Irrenhäusern. Fünf Jahre hindurch hatten sie Gelegenheit, mehr als dreihundert weibliche Kleptomanen zu studieren. Sie sind nun von der Überzeugung durchdrungen, daß die in Krankenhäusern als Kleptomanen Internierten nicht ins Sanatorium, sondern ins Gefängnis gehören. In einigen Aufsehen erregenden Fällen konnten die Ärzte nachweisen, daß sich die Patientinnen ganz einfach verstellt hatten. Viele von ihnen hatten die Symptome der angeblichen Krankheit in medizinischen Büchern selbst studiert. In einigen besonders interessanten Fällen gelang es Dr. Antheaume, die angeblich nervenkranken Diebinnen zu entlarven und zum Geständnis zu bringen. Sollte nun eine besondere Kommission, die zu diesem Zweck eingesetzt ist, die Ansicht des französischen Arztes bestätigen, so wird das französische Strafgesetz, das Straflosigkeit für Kleptomanen vorsieht, geändert werden müssen.

Lustige Rundschau


* **Gut abgepaßt.** Hegemeister Lehmann kommt nach feucht-fröhlicher Sitzung im Morgengrauen nach Hause. Leise, auf Strümpfen, betritt er das eheliche Schlafgemach und beginnt, so gut es eben noch gehen will, mit dem Ausziehen. Darüber wacht seine Eheliebste auf, reibt sich die Augen und sagt schlaftrunken: „Aber, Lehmann, willst du denn schon wieder auf den Anstand? — — Die Morgenluft ist kalt; denk' an dein Podagra!" — „Da haste recht, Alte", erwidert darauf der Forstmann. „Der brave rote Bock soll ein anderes Mal daran glauben! Ich will mich man wieder hinlegen!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.